

Wiener Zeitschrift

für
Kunst, Literatur, Theater
und
M o d e.

Donnerstag, den 28. May 1835.

64

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Vorabbezahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. des N. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Abwärtsige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halb u. 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung C. Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in wöchentlichen Lieferungen mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

C l a r y.

(Fortsetzung.)

Entsetzt riß Clary sich aus meinen Armen, faltete die Hände und flehte: „Davon nichts, jetzt in diesem Augenblicke nichts. Ich möchte es aus meiner Seele verlöschen, was mahnst du mich daran? Laß mich minutenlang glücklich träumen und dann sterben.“

„Kann mir Ruhe werden, ehe ich weiß, was dich so peinlich beunruhiget? Gibt es Liebe ohne Vertrauen?“

„Liebe ist Vertrauen, schweige darüber, ich beschwöre dich, schweig. Wecke nicht Erinnerungen, die mir den süßen Wahnsinn rauben könnten, inßdem ich jetzt selig bin, laß mich.“

Ein Geräusch wie von nahenden Schritten unterbrach sie, erschreckt hielt sie inne und winkte mir, mich zu entfernen. Noch einen Kuß auf ihre Stirn drückend flehte ich: „Auf morgen?“ Wie bewußtlos im wachen Traum wiederholte sie leise: „Auf morgen.“ Schnell eilte ich der Pforte zu.

Von Furcht und Hoffnung gleich bewegt, verlebte ich den folgenden Tag. Mir bangte, daß Clary, sich allein überlassen, jenem Dämon, der sie dazu trieb uns beyde zu quälen, Gehör geben, und auf ihren früheren Vorsatz zurückkommen werde; ich hatte mich getäuscht. Als ich, fürchtend sie nicht zu finden, in den Garten trat, erwartete sie mich bereits. Ihre gestrige Fassungslosigkeit war einer milderen Stimmung gewichen, die süßen dunklen Augen besteten sich mit dem innigsten Ausdruck auf mich, dann reichte sie mir die Hand, winkte mir, mich neben sie zu setzen, und sprach mit beynahe feyerlichem Tone: „Wir haben Vieles und Wichtiges mit einander zu besprechen, wovon unser beyder Glück und Ruhe abhängen soll. Die Gewalt des Augenblicks hat mich gestern hingerissen, soll mich aber nicht bemeistern. Nein, sehen Sie mich nicht so starr und finster an,“ fuhr sie fort, meinen schmerzlichen Schreck bemerkend, „es ist hier nicht von einer Trennung die Rede, die mir selber das Herz bräche, nur bestimmen will ich die Stellung, in der wir uns künftig gegenüberstehen dürfen. Bis jetzt habe ich mich mit sclavischem Ge-

horsam der Tyranny des Schicksals unterworfen, und war elend; nun will ich's versuchen, auf Tod und Leben mit ihm kämpfend, seine Gaben zu erringen. Mein Herz schlägt noch so warm, so sehnend, jugendlich schnell fließt das Blut durch meine Adern, warum soll mein ganzes Leben ein einziger Schmerz seyn, während Alles, was mich umgibt, sich im Strahlenschein des Glückes sonnt? Ja, Ernst, seyen Sie mein Freund, mein Freund in der reinsten herrlichsten Bedeutung des Wortes. Was meine Seele an Gefühlen, an wahrer, tiefer Empfindung hat, sey Ihnen geweiht, aber fordern Sie nicht mehr, als ich geben kann, fordern Sie nicht Liebe. Jene Frühlingsträume mit ihren Blumendüften, Schmetterlingen und ihrem ewig blauen Himmel sind für mich entschwunden, meine Seele ist erschöpft und todesmatt, sie bedarf des Trostes, der Milde eines Freundes, nicht aber einer verzehrenden Leidenschaft, die Sie, mich und noch einen Dritten ins Verderben stürzen würde. Fühlen Sie sich solcher Freundschaft fähig, vermögen Sie zu lieben um der Liebe willen, dann ist Alles, Alles gut, dann darf ich noch Ruhe, ja Glück hoffen, dann bleibt uns für hienieden ein süßer Trost und eine schöne Hoffnung auf Jenseits."

Ihr verkürter Blick richtete sich himmelwärts, weg von der Erde, die dieses Engels nicht würdig war; von ihrer Begeisterung mit fortgerissen, gelobte ich, was sie verlangte. O wie rührte mich ihr Dank, wie lohnte mich das holde Vertrauen, die seelenvolle Innigkeit, mit der sie mir mein Versprechen vergalt! Jetzt noch an ihrer fleckenlosen Reinheit zu zweifeln, hätte ich für sündhaften Frevel gehalten; was immer jenes Geheimniß seyn mochte, Clary war schuldlos, war rein, wie die Sonne am Himmel.

Ein neues Leben war mir aufgegangen, ein Dschinnistan voll unendlicher Wonne, ein Lethé, darin ich Alles versenkte, was ich bis jetzt geglaubt und erfahren, errungen und verloren hatte, alle meine früheren Schmerzen und Leiden. Mein Zustand glich einer Verzückung, in der ich nichts verlangte, nichts wünschte und nur Eines fürchtete: Trennung von Clary. Wie soll ich das Gefühl nennen, das mich mit ihr verband? Es war zu rein für irdische Liebe; zu glühend, zu mächtig, um Freundschaft zu heißen. Ich wußte, daß ich sie nie besitzen, nie als Weib in meine Arme schließen würde, und dennoch war sie mein, mein, durch jenes geheimnißvolle Band, mit dem die Natur verwandte Seelen an einander kettet, allen Verhältnissen des Lebens zu Trost.

In bangersehrender Ungeduld verlebte ich die Stunden des Tages; meine Sonne ging erst auf, wenn das Tagsgestirn untergegangen war; die Abendröthe war mein Morgenroth. Tage und Wochen vergingen, von denen ich nichts sagen kann und will, als daß ich selig, unaussprechlich selig war. Wie könnte ich es versuchen, jene süß dunklen Geheimnisse der Gefühlswelt zu enthüllen, jene Momente zu beschreiben und zu zergliedern, für welche die Sprache keinen Ausdruck hat? Nur Eines weckte mich manchmal aus meinem wonnevollen Traume, Clary's oft ungewisses, ungleiches Wesen, der Streit, der sichtlich in ihrem Innern kämpfte. Es war, als ahne sie, daß wir unser augenblickliches Glück mit tiefem Jammer bezahlen müssen, ja, als wisse sie mit Bestimmtheit, daß es so kommen werde; mit dunklen räthselhaften Worten beschwor sie mich dann, sie zu verlassen, sie nie wiederzusehen, nannte es frevelhaften Wahnsinn, daß sie je eingewilligt, ihr Leben dem meinigen bezugesellen, daß sie auch mich in ihr Elend gezogen. Sah sie aber

dann wieder meinen Schmerz, das Grauen, das mich bey dem Gedanken der Trennung von ihr durchbebt, da schmolz ihre unheimliche Bangigkeit in Thränen und sie schluchzte leise: „O Gott! richte du, ob ich ihm widerstreben kann. Ich bin ja mit tausend unauflöschlichen Banden an ihn gekettet, und hat sie eine starke Seele nicht Kraft genug zum Scheiden und Entsagen, wo fände ich sie? Nein, Ernst, wir wollen beyfammen bleiben, bis dein eigener Wille oder Gottes mächtige Hand selber uns trennt. Was dann kommen mag, wollen wir ertragen, weil wir müssen, aber noch Eines,“ fuhr sie mit gepresster Stimme fort, „fluche mir dann nicht!“

Dringende Geschäfte hatten eines Tages mein Erscheinen bey Clary verzögert; als ich kam, fand ich sie in seltsam aufgeregter Stimmung. Sie, die sich sonst mit ängstlicher Scheu meiner Umarmung entzog, flog mir heute selber an die Brust, sprach von der Todesangst, die sie gequält, daß sie mich nicht mehr sehen werde; sie hielt erschöpft und verwirrt inne. Betroffen fragte ich sie um die Ursache ihrer Verstortheit, sie schüttelte heftig das Haupt, und mich mit beyden Armen umschlingend, als wollte man mich ihr entreißen, sprach sie mit dumpfem Ton: „Folte mich nicht mit Fragen, die ich dir noch nicht beantworten kann; du wirst Alles erfahren, und frühe genug.“

Es wäre Grausamkeit gewesen, sie noch länger zu bestürmen; schweigend setzte ich mich neben sie. Starr und träumerisch richtete sie ihre Blicke auf mich, als wollte sie meine Züge ihrem Gedächtniß auf ewig einprägen; ihre in der meinen ruhende Hand zitterte wie im Fieberfrost. Vergebens suchte ich sie zu zerstreuen und von ihrem Grame abzulenken; was mir so oft gelungen war, mißlang mir dennoch.

Es war schon so spät geworden, daß ich nicht mehr länger bleiben konnte. Schonend entwand ich mich ihren Armen, sie widerstrebte mir nicht, blieb starr und regungslos. Mit dem Blick einer Märterinn, jede meiner Bewegungen verfolgend, ließ sie mich schweigend gewähren, nur als ich den Scheidfuß auf ihre schaurig kalten Lippen drückte, stammelte sie mit gebrochener Stimme: „Lebe wohl!“

Als aber die Thür hinter mir zugefallen war, vernahm ich einen Schrey, der klang, als müsse er die Brust, aus der er gedrungen, zerreißen. Schnell eilte ich zurück; die Thür war bereits verschlossen; ringsum Alles still, kein Laut mehr hörbar. Der Zeit die Lösung der dunklen Räthsel, die mich heute so marternd beunruhigten, überlassend, verließ ich Clary's Haus.

Was soll ich von den nun folgenden Tagen sagen, von jenen Tagen des bittersten Schmerzes? — Als ich am nächsten Abend an der Gartenpforte erschien, durch welche ich stets gekommen war, um von Clary's Leuten nicht bemerkt zu werden, fand ich sie verschlossen; der Pavillon, in dem Clary ihre Abende zuzubringen pflegte, und wo ich sie sonst immer angetroffen, war nicht erleuchtet, im Schlosse selbst nur an einigen Fenstern des obern Stockwerkes Licht. Eine dunkle Ahnung durchfuhr meine Seele, ich erinnerte mich an der Geliebten seltsame Stimmung am vorigen Abend, an ihre Verstortheit, an jenen Schmerzensschrey, der noch jetzt in meinem Innersten wiederhallte. Bald sollte meine Ahnung zur Gewißheit werden; früh am andern Morgen erhielt ich folgendes Billet von Clary's Hand:

„Leb wohl zu tausend Malen, du Leben meines Lebens. Mein Herz brich, meine Seele verzweifelt; ich soll dich nie wiedersehen, ewig von dir scheiden.

Ewig! o mein Gott! Als wenn die Menschenseele Raum hätte für dieses Wort. Ich habe es ja gewußt, daß es so kommen müsse und werde, und dennoch — konnte ich denn anders? O vermöchte doch mein Schmerz den Frevel, den ich an deinem Glücke begehen muß, zu sühnen; dürfte ich doch hoffen, allein elend zu seyn! Er nist, um der ewigen Erbarmung willen, fluche mir nicht. Ich bin unglückseliger als du, dürfte ich dir nur erst Alles sagen! Lebe wohl, ewig lebe wohl.

Clary.“

Entsetzt ließ ich das Blatt sinken, mein erster, klarer Gedanke war der Entschluß, mir noch in derselben Stunde Licht und Gewißheit zu verschaffen. Ich flog nach Clary's Schlosse. Das erste Wesen, das mir in dem öden Hause aufstieß, war Frau Welling, die alte Haushälterinn. Mit vor innerer Bewegung erstickter Stimme fragte ich nach Clary; die Welling blickte mich verwundert an, und sagte dann mit gräßlicher Gleichgültigkeit: „Die Gräfin ist vorgestern spät in der Nacht abgereist. Nach den Anstalten, die sie getroffen, glaube ich übrigens nicht, daß sie Willens sey, sobald zurückzukommen.“ Auf meine weiteren Fragen nannte sie mir ein nahe gelegenes Grenzstädtchen und fügte hinzu, Madelon und Carl machten Clary's ganze Begleitung aus. Vom Schmerz überwältigt war ich auf einen Stuhl neben das Fenster gesunken; mein Blick schweifte in den Garten hinab. Ach, mein Glück war noch schneller verdorrt, als die vergänglichen Blumen und Blüthen da unten. Gewaltsam ergriff mich der sehnüchtige Wunsch den Schauplatz der verlorenen Freuden noch einmal zu betreten, und ich ersuchte die Welling, mir den Garten aufzuschließen. Ach, ich fand dort Alles wieder; aber wie kalt, wie starr war es, seitdem die Nähe der Geliebten nicht mehr die todte Natur belebte. Wir kamen zu dem Pavillon; dort hatte ich Clary zum letzten Male gesehen, ich wollte, ich mußte die heilige Schwelle noch einmal betreten. Gegen die Welling gab ich vor, ich wolle in meinem Garten ein ähnliches Gebäude aufführen lassen und wünsche darum seine innere Ausschmückung zu sehen; bereitwillig öffnete sie mir die Thür. Auch hier war Alles wie an jenem Abend, da ich Clary zuletzt gesehen; halb aufgeschlagen lag ein Buch auf dem Tische, die Harfe stand in der Ecke; alles schien nur ihr Kommen zu erwarten, ach, und sie kam nicht.

Mehrere am Boden zerstreut liegende Stückchen Papier raffte ich als theure Reliquien auf und verbarg sie unbemerkt; vielleicht konnte ich in ihnen Aufschluß oder irgend eine Andeutung finden, wenigstens hatte sie doch Clary's Hand berührt. Von dem Schauplatz meines todten Glückes, wie vom Sarge eines theuren Freundes scheidend, entfernte ich mich schnell mit meinem kostbaren Raube. Kaum sah ich mich allein, als ich jene Papiere hervorzog und zu versuchen begann, den Inhalt derselben zu erfahren. Sie waren größtentheils in so kleine Stücke zerrissen, daß ich nur einzelne Worte ohne Beziehung auf einander daraus entnehmen konnte; die Schrift war sichtlich von Männerhand. Wie ward mir aber, als ich auf einem größeren Stücke, das, sey es nun aus Übereilung oder Unachtsamkeit fast unversehrt geblieben war, die Worte las: „... unlösbar an mich gebunden — wollen Sie mich zum Äußersten treiben — Sie kennen unsere Übereinkunft — Clary, du, um die ich so viel gelitten...“

Eisiger Schauer durchrieselte mich bey Lesung dieser Zeilen. Mit bebender Hand suchte ich weiter, setzte zusammen, verglich, o mein Gott und fand: —

... Ihre Leidenschaft — so werde Ihr Name gebrandmarkt — so mag die Welt erfahren, wer der Mörder Ihres...“

Ich mußte mich an einen Baum lehnen um nicht zu sinken. Mit Centnerlast ruhte mein Unglück auf mir, mich marternd, ohne mich erdrücken zu können. Es dauerte lange, ehe ich, von dem ungeheuren Schlage gelähmt, wieder zu denken und zu fühlen vermochte; dann war mein erster Gedanke, mein erstes Gefühl Haß, glühender, unauslöschlicher Haß gegen sie, die mich so namenlos elend gemacht, gegen jenen Teufel, der die Rolle des Engels so täuschend, so meisterlich zu spielen verstanden.

Wer hätte so arge Heuchelei hinter diesen reinen Zügen gesucht? wer eine so gräßliche Schuld in diesen frommen Augen gelesen? wer hätte es gesehnt, daß dieß zarte, jugendliche Weib um Mord und Blutschuld wisse? daß sie ein Leben führe wie unter dem Beile des Henkers, von ihres Mitschuldigen Gnade abhängig!

(Die Fortsetzung folgt.)

M a k.

Der karge Mah
 Nehrt täglich seinen Schah.
 Ihr tadelt ihn, ich lob' ihn mir.
 Die Ameis', ein so kleines Thier,
 Es sammelt emsig stets für morgen.
 Soll nicht ein großes auch für seine Zukunft sorgen?

H. Stein.

K. K. Hoftheater nächst der Burg.

Den 21. May zum ersten Male: „König Conradin.“ Historische Tragödie in fünf Aufzügen und einem Vorspiele, von Dr. Ernst Kaupach.

Die Wiener Zeitschrift hat bereits im vergangenen Jahre, bei Gelegenheit der ersten Aufführung des „König Conradin“ auf dem Hoftheater zu München, in einem Correspondenz-Artikel von dorther (Wiener Zeitschrift, Jahrgang 1834, Nr. 136 und 137) eine ausführliche Inhaltsanzeige und eine in vielen Beziehungen erschöpfende Kritik des in Rede stehenden Stückes geliefert. Obwohl uns diese Vorarbeit wenigstens die eine Hälfte unseres heutigen Tagewerkes ersparen dürfte, so wünschten wir doch unsere Leser der Mühe des Nachschlagens zu überheben, und wollen, schon aus Achtung vor einem vielfach interessanten, vaterländischen Dichterwerke und seinem Verfasser, von unserer hergebrachten Gewohnheit keine Ausnahme machen. Der Inhalt des Stückes ist im kurzen Umriss folgender: Conradin von Schwaben, der Sohn Conrads des Vierten und Enkel Friedrichs des Zweiten, der letzte Sprosse des herrlichen Kaiserhauses der Hohenstauffen, ist unter den Augen seiner edlen Mutter, Elisabeth von Bayern, und im Arme des treuen Busenfreundes, Friedrich von Baden, auf seinem deutschen Erbe, im Angesichte seiner deutschen Berge, aufgewachsen. Hier, als fünfzehnjährigen Jüngling, treffen ihn die Abgeordneten Italiens, welche ihn auf fordern, die durch Manfred's, seines großen Oheims Tod, erledigte Krone in Empfang zu nehmen, und zugleich das gemißhandelte Italien, sein Erbe, aus den Klauen des blutgierigen Carl von Anjou zu erretten. Conradin, im Gefühle des hohen von seinen Ahnen ererbten Berufes, geht, von dem Segen seiner unheilahnenden Mutter begleitet, mit seinem Freunde Friedrich und den ihm treu anhängenden Ghibellinen, seinen ersten und — letzten Kriegszug zu thun. So weit das Vorspiel. Im Anfange des Stückes finden wir ihn bereits in Rom, das er nach einem kurzen, überall erfolgreichem Siegeszuge durch Oberitalien, glücklich erreicht hat, wo ihn der Jubelruf der Bewohner als Retter und Beglückter empfängt, und wo die schöne Clara Brangipani die

erste Liebesbuhdigung dem Helden und Fürsten darbringt. Rasch verfolgt der junge Sieger seinen Lauf und dringt bis Apulien vor, wo sein blutigieriger Gegner, Carl von Anjou, ihn an der Spitze seiner Söldner erwartet. Dieser, zu feig und zu ungeschickt, um in dem entscheidenden Kampfe selbst sein Heer zu führen, überträgt die unumschränkte Leitung desselben seinem kriegserfahrenen Feldhauptmann, Erard von Valern, der denn auch seinen alten Ruhm behauptet. Conradin's anfangs siegreiches Heer wird geschlagen, zersprenget, er selbst mit Friedrich und seinen treuesten Freunden muß auf dem Meere sein Heil in der Flucht suchen. Das Fahrzeug aber, dem er sich anvertraut, wird von Johannes Frangipani erpäht, eingeholt und Conradin, nebst seinen Begleiter, als Gefangener auf Frangipani's festes Schloß Ansurra gebracht. Hier verhandelt nun trotz der flehentlichen Bitten seiner eigenen Tochter, der uns schon bekannten Clara Frangipani, der schändliche Mäkler um schönes Gold die unglücklichen, verrathenen Jünglinge an den noch schändlicheren Thronräuber, Carl von Anjou, der sogleich seine theure Beute nach Neapel schleppen läßt. Um eine Art von Schein vor der Welt zu retten, versammelt er hier ein Gericht, das über das Schicksal der Gefangenen Recht sprechen soll. Alle Besizer des Gerichtes erklären die Fürsten für schuldig, nur einer nennet sie schuldig, und auf die Meinung dieses einzigen hin verurtheilt Carl die Gefangenen zum Tode durch Henkershand. Im Kerker zu Neapel wird dem edlen Conradin das Urtheil seines Mörders kund gethan; die letzten Augenblicke seines Lebens verflücht ihm die begeisterte Freundschaft seines auch im Tode unzertrennlichen Jugendgespielen, die fromme Kindlichkeit Clara's auch gegen ihren schuldigen Vater, und die rührende Treue eines deutschen Landsmannes, eines Müllers, den Conradin auf seinem Zuge in Apulien getroffen und freundlich bewillkommnet hatte, und der nun, nachdem er durch die Schlacht alles verloren, als Gehülfe des Kerkermeisters, seinem lunglücklichen Fürsten die letzten Dienste zu erweisen kommt. Im Arme seines Friedrich, von seinen treuen, zu gleichem Schicksale verurtheilten Gibellinen umgeben, und selbst von Carl's besserem Schwiegersohne, Robert von Flandern, noch im Tode als Fürst und Krieger geehrt, bestiegt der letzte Hohenstauffen das Blutgerüst, das Feigheit, Verrath und Grausamkeit ihm errichtet hatten.

Wenn man das vorstehende Stück, ohne alle weitere Rücksicht auf seine Entstehung und auf seine Bestimmung, bloß mit dem kritisch-dramaturgischen Zollstabe messen wollte, so würde man nicht zu Ende kommen mit Einwürfen und Bemängelungen aller Art. Wir sind nun keineswegs entschlossen, dieses einseitige Verfahren einzuschlagen, wollen aber, der Sache und ihrer Wichtigkeit wegen, uns gleichsam in eine gezwungene Opposition hineindenken, und alle Einwendungen, die man dem Stücke machen könnte, der Reihe nach aufzählen, um so vielleicht auf umgekehrtem Wege zu unserm Zwecke zu gelangen. Der erste Einwurf, der nun freilich der gefährlichste von allen ist, schon deswegen, weil er die übrigen gewissermaßen in sich schließt, mag so lauten: Wie kann ein Knabe, oder, wenn man lieber will, ein Jüngling von fünfzehn Jahren, der aus der Mutter Armen, schuldlos und lebensfremd, zum ersten Male in die Welt tritt, der Gegenstand, der Held einer weltgeschichtlichen Tragödie seyn, in der wir den kraftfordernden Kampf großartiger Menschennatur gegen die Welt und das Schicksal mit bedauernder Bewunderung schauen wollen? — Aus diesem ersten Einwurfe entspringt unmittelbar der zweite, nemlich: Was geht im Laufe des ganzen Stückes von diesem Jünglinge an eigener, freier, selbstwählender Thatkraft aus, das ihn, seiner Jugend gleichsam zum Troste, zum Mittelpunkt, zum Leiter einer dramatischen Handlung machte? Er folgt, er unterliegt den Ereignissen, aber er greift nicht, fördernd oder hemmend, in ihren Gang ein. — Ferner: die Handlung des Stückes selbst besteht in nicht viel anderem als in erzählten Resultaten, in Betrachtungen und Reflexionen über das, was wir uns als mittlerweile in den Zwischenacten vorgegangen zu denken haben, es fehlt der unmittelbare, sichtliche Zusammenhang zwischen Ursache und Wirkung, die Veranschaulichung der moralischen Nothwendigkeit, also gerade das, was die Handlung, im dramatischen Sinne, von der Begebenheit unterscheidet. Endlich: die Menge der Episoden, wie die Erscheinung des wahnsinnigen Grafen von Caserta, die Begegnung mit Clara Frangipani zu Anfange wie am Schlusse, die Einmischung des Müllers Walter, füllen wohl die leeren Räume des dramatischen Gebäudes aus, aber sie bilden keine nothwendigen, vom Plan und Halt desselben unzertrennlichen Bestandtheile. — So ungefähr würden die Einwendungen lauten, die man gegen das Stück vorbringen könnte, ohne deswegen blindlings von geschäftiger Tadelssucht geleitet zu seyn. Ganz abweisen, als unsatthafte, aus der Luft gegriffene Mäkelchen verwerfen, kann man sie nicht; denn sie sind durch Befehle vertreten, welche die dramatische Kunst streng

und unwiderrüflich ausgesprochen, und deren Verletzung das Urtheil von Jahrhunderten gerichtet hat; also widerlegen, oder gar mit einem kategorischen Nachspruche abfertigen, können wir diese Einwendungen nicht, aber ihre Schärfe können wir entkräften, dadurch, daß wir die Entstehung und die Bestimmung dieses Stückes; näher beleuchten, und so zugleich seine großen, vielleicht überwiegenden Vorzüge ans Licht ziehen. — Das thränenwerthe Ende des jungen Conradin von Schwaben bildet in der Geschichte die Schlussscene zu dem großen, welthistorischen Trauerspiele von den Thaten und Leiden des Hohenstauffischen Kaiserstammes; K a u p a c h hat diese Thaten und Leiden in einem Enclius von Dramen, oder, wie man es füglich nennen kann, in einem dramatischen Epos besungen, von dem wir in Wien bisher den einen Gesang, unter dem Titel: „König Enzo“ kennen lernten. Anders als die Geschichte selbst, zu deren Sänger er sich erhoben hatte, konnte auch K a u p a c h nicht enden, und Conradin mußte der Schlusssang seines Gedichtes werden, sobald er in diesem ein Ganzes, Beendetes und Vollendetes liefern wollte. Wenn sich nun aber der fünfzehnjährige Conradin, den Forderungen des Trauerspieles gemäh, durchaus nicht zum tragischen Helden qualificirt, so bliebe uns, um jenen Forderungen ihr Recht zu lassen, nichts anderes übrig, als zu wünschen, daß K a u p a c h sein großartiges Werk nicht vollendet, und seinen „König Conradin“ gar nicht geschrieben hätte; eine Resignation, zu der wir uns, selbst der Kritik zu Liebe, nicht entschließen können, wenn wir den Zustand unserer heutigen Bühnenliteratur und zugleich die großen Schönheiten bedenken, die das vorliegende Werk neben seinen Mängeln aufzuweisen hat. Hatte sich aber der Dichter einmal entschlossen, sein Werk zu vollenden, wie er den Stoff dazu vollendet und abgeschlossen empfing, so folgt daraus, daß, wie er der G e s c h i c h t e treu blieb, er auch der N a t u r treu bleiben mußte, und nichts in seinen Conradin hineinlegen und hineindichten durfte, was einer unnatürlichen Treibhauszeitigung ähnlich sähe und die besseren, älteren Gesetze der Natur über den Haufen stieße. An Kraft, an Thaten und weltumfassenden Gedanken konnte der Knabe seinen herrlichen Ahnen nicht gleich kommen, aber im Willen, in der Gesinnung, im Dürden mußte er ihrer würdig seyn, und so hat K a u p a c h ihn, kindlich und doch zugleich auch groß, uns geschildert. Was ihm, vermöge seines Alters, noch fehlt, um uns als dramatischer Charakter zu interessiren, das ersetzt das Beywort, das die Geschichte und K a u p a c h's Dichtung ihm gegeben, — der l e t z t e Hohenstauffen! Von allen Wörtern in der Sprache der Menschen ist dies das wehmüthigste und zugleich inhaltsschwerste, es ist der Markstein zwischen dem Irdischen und Ewigem; es leht auch dem Bedeutungslosesten Werth und Erinnerung; was uns klein und nichtig erschien, so lange es da war, das macht es uns groß und ehrwürdig im Scheiden; ja es übt selbst auf das Feindselige eine verfühnende, heiligende Gewalt. Und so möge dieses Wort mit seinem vollen Gewicht auch auf die Zuschauer des K a u p a c h'schen Drama's wirken; wer nicht die ganze Poesie der Geschichte in sich aufgenommen hat und zu dem Stücke mitbringt, so daß er — auch trotz der undramatischen Perspective auf Blutgerüst und Henkerbeil — in dem Erlöschen dieses letzten Sternes nicht das ganze helle Prachtgestirn der Hohenstauffen untergehen sieht, für den hat der Dichter freylich umsonst gedichtet, und der wird ihm die Fehler seines Stückes schwerlich verzeihen. — Wenn es uns durch die vorstehenden Bemerkungen gelungen ist, den Haupteinwurf gegen „König Conradin,“ wenn auch nicht zu widerlegen, doch zu mildern, so wird es uns leicht werden, auch die übrigen zu beseitigen, da sie mit jenem stehen oder fallen. Sobald wir darüber einig sind, daß der junge Conradin, als der letzte H o h e n s t a u f f e n, durch sein Schicksal, wenn auch nicht durch seine Thaten, uns dramatisch interessiren könne, so werden wir auch den mehr erzählten als sichtbaren Gang der Handlung im Stücke natürlich oder doch begreiflich finden. Das eine geht aus dem andern hervor; um wahr zu bleiben, durfte der Dichter dem Knaben das Schwert der Entscheidung nicht sichtlich in die Hand geben; die Einwirkung des um ihn und für ihn Geschehenden auf sein Gemüth, das Reifwerden des letzteren zu dem großen Gange in die Ewigkeit, wurde die nähere Aufgabe des Stückes. In demselben Sinne können wir uns auch die obenangeführten Episoden erklären; den dramatischen Gesetzen widerstreben sie allerdings, und niemand wird sie als technische Vorzüge des Stückes gelten lassen; als moralische Hebel aber stehen sie nicht geradezu müßig da; die Erscheinung des Grafen von Caserta mag dem jungen siegestrunkenen Helden als erste, ernste Schicksalsmahnung gelten, und in Clara's reiner Liebe, in Walter's biederer Treue mag er erquickende Oasen in der ihn umgebenden Wüste von Schlechtigkeit und Verrath erkennen. Vrell, abschreckend, beynabe anwidernd treten uns aus dieser Wüste die Gestalten der Bösewichter, Carl von Anjou und Frangipani,

entgegen; das Colorit, in dem sie gehalten sind, geht bennabe über die Grenzlinien des Erlaubten, selbst bey aller Geschichtstreue Erlaubten, hinaus, und wir ertragen es vielleicht nur aus Achtung vor dieser historischen Wahrheitsliebe, und weil wir in dem schneidenden Gegenfage mit dem Verworfenen, was die Erde kennt, die fromme, heilige Reinheit des geopfertem Jünglings und seines hochherzigen Freundes nur noch glänzender strahlen sehen. Rein und schuldlos büßt er, nicht die Verbrechen, sondern die Größe, die Tugend seiner Ahnen, eines Heldengeschlechtes, dem seine Zeit es nie vergeben konnte, daß es freyer, edler, größer seyn wollte, als sie. Losgerissen von allen seinen Hoffnungen: die schlechte Welt um ihn her einst zu bessern und zu beglücken, bleibe ihm nichts auf dem unverdienten Todesgange als die Freundschaft seines Friedrich, dessen einzige Aufgabe es war, im Leben und im Tode an seiner Seite zu stehen, ein Bild von Freundestreue, das den Ueberlieferungen aus der alten Griechenzeit sich getrosan die Seite stellen darf. Mit Dank und Bewunderung für dieses herrliche, in allen seinen Zügen meisterhafte Bild, wollen wir für dieses Mal von unserm trefflichen, vaterländischen Dichter scheiden, in der gewissen Überzeugung, daß es noch recht viele unter unsern deutschen Landsleuten gibt, die, wenn sie auch einer schulgerechten tragischen Rührung nicht gewachsen sind, sich doch ihrer ehrlichen menschlichen Rührung nicht schämen werden bey K a u p a c h's „König Conradin.“

Was die Aufführung betrifft, so sahen wir in der Titelrolle des Stückes Mad. Crelinger, welche mit dieser Rolle den Cycclus ihrer Gastspiele auf unserer Hofbühne beschloß, nachdem sie wenige Tage vorher noch als Ophelia mit großem Beyfalle aufgetreten war. Ihre Darstellung als Conradin, so wenig auch Rollen solcher Art sich für ihre Individualität eignen, bewies, mit wie vielem und richtigen Verstande sie in das Wesen ihrer Aufgabe und die Absicht des Dichters eingedrungen war. Entfernt von aller Declamation und tragischem Pathos, suchte sie durch Einfachheit und Natürlichkeit den Charakter als wahr, selbst in dieser nun einmal nothwendig erachteten Geschlechtsmetamorphose als wahr hinzustellen, was ihr denn auch durchaus, oft auf eine wirklich überraschende Weise gelang. Ließen sich die Sinne des Zuschauers so leicht täuschen als die Phantasie desselben, so könnte man sich keine schönere und vollkommene Darstellung dieser Jünglingsrolle denken. — Die Clara Stich als Clara Frangipani sprach und benahm sich mit der innigen Herzlichkeit, welche der Charakter der kleinen Rolle ihr zur Pflicht machte. — Die bedeutendste Parthie des Stückes nach Conradin ist Friedrich von Baden, der den Händen der Dlle. Reichel anvertraut war. Die junge Darstellerin zeigte Wärme und Wahrheit des Gefühls und braucht, was die Natürlichkeit des Vortrages betrifft, nur dem ihr heute gegenüberstehenden Vorbilde nachzustreben, um ferner eines noch größeren Erfolges sicher zu seyn. Die übrigen, sehr zahlreichen Rollen des Stückes sind, mit Ausnahme des Carl von Anjou, der bedeutender betheiliget ist und von Hrn. La Roche mit seiner gewohnten Trefflichkeit dargestellt wurde, von geringem Umfange, doch verdient ihre Besetzung durch die ersten Künstler unserer Hofbühne, so wie die Art, wie die H. Anschütz, Löwe, Korn, Wilhelmi, Heurteur, Costenoble, Koberwein, Lucas, Herzfeld, Woth u. a. m. zur vollendeten Darstellung eines vaterländischen Dichtermotives mitwirkten, die aufrichtigste und unbeschränkteste Anerkennung. — An Decorationen und Costumen hatte die Direction es auch dieses Mal nicht fehlen lassen.

Modellbild XXII.

Ein Kleid von grau faconirtem Mandarin, nach einem Original von Herrn Th. Petko, bürgl. Damenkleidmacher, Spengergasse Nr. 426.

Ein Basthut mit Blumen und Gageband, nach einem Original von M. Langer, Annagasse Nr. 986 im ersten Stock.

Herausgeber und Redacteur Johann Schick.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.